



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de



MICHAEL WILDENHAIN

DAS ENDE VOM LIED

Roman

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

© 2026 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,

gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und

Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten

Cover: Anzinger und Rasp Kommunikation GmbH, München

unter Verwendung einer Abbildung von © Leonard Freed / Magnum Photos /

OSTKREUZ Archiv

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-98921-2

E-Book ISBN 978-3-608-12534-4

den Enkeln

*Da sind sie wieder, jene Dürstenden, Lechzenden,
jene ausgedörrten Geparden, deren Durst nichts und
niemand auf der Welt löschen kann.*

– Amos Oz

*Das Eigentliche des Traumes ist nicht sein Inhalt,
sondern das Licht, in dem er geträumt wird. Dieses
Licht bleibt, wenn man erwacht.*

– Ilse Aichinger

Prolog

1969 liegt die Blockade Westberlins zwanzig Jahre zurück, der SDS, der Sozialistische Deutsche Studentenbund, hat seinen Höhepunkt überschritten, die Menge der von den USA (samt Verbündeten) im Vietnamkrieg abgeworfenen Bomben wird mit 1,19 Mio. Tonnen geringer als im Vorjahr ausfallen, und der Kalte Krieg bestimmt das Leben der Bevölkerung weiterhin, wie seit dem Bau der Mauer, die Westberlin umgibt. Was unsere Eltern als Zumutung empfinden, lässt uns kalt.

Gegen Ende der Grundschulzeit besuchen wir eine Aussichtsplattform an der innerstädtischen Absperrung, schauen hinüber auf den berühmten Todesstreifen, ah, ah ja – geharkter Sand, ärgern uns, keinen Selbstschussapparat entdecken zu können, und während der Lehrer über die Stadt redet, die von den Sowjets – »dem Russen« – eingeschlossen ist, hoffen wir, eine Patrouille der Nationalen Volksarmee zu beobachten oder einen Fluchtversuch mitzuerleben. Vergeblich. Da wir in Charlottenburg oder Schöneberg wohnen, grenzt die Mauer, die uns, sobald wir zu Hause sind, wieder gleichgültig ist, nicht an unseren Bezirk.

Vom Osten, der grau ist und trist und unangenehm riecht, den wir gelegentlich betreten müssen, um vermittels Passierscheins unsere Verwandten zu besuchen, die einen Jieper auf Schokolade, Bikinis und echten Bohnenkaffee haben, von Ostberlin halten wir wenig. Ist uns schnurzipieegal. Könnte, ginge es nach uns, abgeschafft werden. Die Leute wirken ärmlich wie die Rentner, die bis vor ein paar Jahren hin und wieder an unserer Wohnungstür geklingelt haben, um zu betteln. Sie müssen sich im Treppenhaus auf die Stufen setzen und bekommen von

unseren Müttern kalten Caro-Kaffee, der vom Frühstück übriggeblieben ist und während der Kindheit in der Karaffe auf dem Külschrank steht, dazu zwei Stück Zwieback, den sie eintunken, weil ihnen die Vorderzähne fehlen. Groschen dürfen wir, gewickelt in Zeitungspapier, nur für Musikanten in den Hof werfen.

Während in Westberlin die Industrie peu à peu verschwindet, rauchen in Ostberlin die Schlote. Während in Westberlin das Bürgertum still und heimlich die Kurve kratzt – »'ne Mücke macht«, sagt unser Lehrer, »weil der Russe irgendwann sowieso kommt« –, kann es in Ostberlin gar keine Bürger geben, da dort bloß Arbeiter und Bauern leben, im Arbeiter- und Bauernstaat. Während in Westberlin zwei Jahre später eine achtprozentige Berlinzulage eingeführt wird – »na endlich!«, sagen unsre Väter –, um wenigstens die Arbeiter, die es auch bei uns gibt, in der Stadt zu halten, soll der staatlich gestützte Brotpreis da drüben so arg niedrig sein, dass die Bauern ihre Schweine gelegentlich mit Backwaren, manchmal gar Kuchenbrötchen, mästen.

Straßenbahnfahrqäste in Ostberlin verhalten sich sonderbar. Obwohl es mühelos möglich ist, den Fahrschein zu lösen, ohne Geld zu zahlen, man drückt den Knopf, kurbelt an der Vorrichtung, stecken sie die vorgesehenen Alumünzen in den Automaten. Es gibt keine Kontrolleure. Selten scharwenzelt ein Schaffner mit einem Bündel Papptickets und seinem Galoppwechsler durch die Waggon.

Wenn wir nach drüben fahren, müssen wir Wochen vorher einen Antrag stellen. Westberliner besitzen offiziell keinen Pass, nur einen behelfsmäßigen Personalausweis. Die DDR darf allenfalls mit einer Ausnahme genehmigung betreten werden, nur Ostberliner Stadtbezirke sind für uns mit Passierschein zugänglich.

Die U-Bahn-Linie fährt in den Untergrund. Auf den staubigen Geisterbahnhöfen ohne Halt patrouillieren NVA-Soldaten. An der Station Friedrichstraße hält die Bahn. Wir wandern durch ein Labyrinth aus Gängen, bis wir die Kontrollstelle erreichen. Warten. Warten. Begutachtung der Mitbringsel, Bohnenkaffee und Bikinis. Dann steigen wir in die Ostberliner S-Bahn, nicht ohne vorher ein Ticket mit dem Geld des

Zwangsumtauschs (so die Eltern), des Pflichtumtauschs (so die DDR-Behörden) zu lösen, genauso wie es die pflichtschuldigen Fahrgäste der Ostberliner Straßenbahn tun. Wir wollen keinen Ärger. Sagen unsere Eltern. Auch wegen der Verwandten. Das fügen sie hinzu.

Und schenken unseren Großeltern den verbliebenen Rest der lächerlich leichten Münzen. Bis aufs Geld für die Rückfahrt. Niemand, wirklich keiner möchte in Ostberlin bleiben.

TEIL EINS

FEBRUAR

Wir kommen von unserem ersten Erkundungsgang durch die neue Gegend, mein Vater und ich. Es ist Samstag. Normalerweise müsste mein Vater arbeiten. Aber er hat sich ein paar Tage Urlaub genommen, auch wegen mir.

Gestern hat der letzte Teil unseres Umzugs stattgefunden. Während der Woche habe ich ihm bei einigen Renovierungsarbeiten in der Wohnung geholfen, die größer ist als die alte am Klausenerplatz in Charlottenburg. Eine Wohnung, die sich gegenüber seiner neuen Arbeitsstelle, dem Straßenbahndepot, befindet. Vier und ein halbes Zimmer, ein seltsames Zimmer, das vom weggebombten Seitenflügel geblieben ist und von dem aus ich, da es aus der Fassade vorspringt, einen Überblick über den nahen Park und einen Abschnitt der Straße habe.

Fein, seit Weihnachten ein leistungsfähiges Fernglas zu besitzen, das mit einem Restlichtverstärker ausgestattet ist.

Mein kleiner Bruder liegt mit Fieber im Bett. Meine Mutter schont sich, weil sie mit Rosa schwanger ist, die im April geboren werden soll, am Ende der Osterferien. Meine Mutter wünscht sich ein Mädchen – nicht noch ein Rabauke, sie lächelt. All ihre Gedanken kreisen um das Kind. Falls Rosa doch ein Junge wird, soll sie Emil heißen.

»Räuberzivil?«, fragt mein Vater.

»Räuberzivil«, antworte ich. Dann ziehen wir los, vorbei am

Rathaus. Dort sitze die Regierung, sagt mein Vater, nicht die richtige, die finde man im Kontrollrat. Er lacht. Bitter klingt es, abfällig, während er mit der Hand über meine Schulter in die Richtung weist, aus der wir kommen.

»Siehst du, wir wohnen in einer wichtigen Straße, die, mehr oder weniger, vom Sitz der Alliierten bis zu ihr'n Pappkameraden im Schöneberger Rathaus reicht.« Noch mal das Lachen, das keines sein mag. Dann bugsiiert er mich, während ich – die Freiheitsglocke schlägt – zum Rathauturm hochschaue, über den John-F.-Kennedy-Platz Richtung Rudolph-Wilde-Park, den die U-Bahn-Station Rathaus Schöneberg in zwei Hälften teilt, die eine beherrscht vom Goldenen Hirschen, Wahrzeichen des Stadtbezirks, die andere geprägt vom Ententeich, in dessen Eis ich während langer Winter mehrfach einbrechen werde.

Wir beschreiben einen Bogen, passieren die provisorischen Autobahnzubringer, laufen vorbei an der Sternberg-Grundschule, meiner neue Schule, die ich ab Montag besuchen soll, tangieren die Grenze zu Wilmersdorf, die Kufsteiner Straße, verharren kurz vorm Gebäude des RIAS, Rundfunk im amerikanischen Sektor, »früher mal IG Farben, tja«, mein Vater schüttelt den Kopf, ehe er sich, die Prothese knarrt, mit einem Ruck abwendet, um zum Innsbrucker Platz hin zu orientieren, und weiter, zum Ausbau der Westtangente, die entlang der Bahntrasse bis nach Kreuzberg verlängert werden soll.

»Wird 'ne Mordsbaustelle – Junge, Junge, Junge.«

Wir queren den Platz, schlendern durch die Ebersstraße, vorbei an der düsteren Desinfektionsanstalt, in der meine Mutter Kleidung, die sie zu den Verwandten nach Osterberlin schickt, desinfizieren lassen muss – »typisch DDR-Schikane«, darin sind meine Eltern sich einig. Wir kommen zum rückwärtigen Eingang des S-Bahnhofs Schöneberg. Gern wäre ich die Holzrolltreppen einmal hoch- und runtergefahren. Aber

mein Vater möchte den Dominicus-Sportplatz hinter den Bahnbrücken erreichen. Die Luft riecht nach Maische. Den Abschluss des Sportforums bildet die Radrennbahn, Holzbohlen, die mit Planen vorm Regen geschützt werden. Der Zugang zum Sportplatz wird von Kastanien gesäumt. Ich sehe uns im Herbst die Früchte, überreich im schwarzen Geäst, mit dem Fußball von den Bäumen holen. Die Weitsprunggrube wird ausprobiert, die 400-Meter-Aschenbahn zweimal abgelaufen. Mein Vater hat einen Schlagball aus Leder mitgenommen und zeigt mir, wenn ich rechts werfe, welchen Fuß ich vorsetzen muss – den linken. Für ihn, als Linkshänder, wäre es der rechte.

Wie jedes Mal auf einem Sportplatz nötigt er mich, den Schlagballweitwurf zu üben. Ein Crack im Springen und Laufen, bin ich im Wurf eine Niete, wodurch das Erringen der Ehrenurkunde bei Bundesjugendspielen eine Gratwanderung darstellt: Mal gelingt sie, mal nicht. Er blickt mich an, er stellt den Fuß vor, erneut knarrt im Spezialschuh die Prothese. Die kurzsichtigen Augen hinter den Brillengläsern versuchen, mich zu beschwören. Mit einem Schulterzucken sage ich: »Wird dunkel, wir müssen heim. Haben wir Mama versprochen. Besser das nächste Mal.«

Wortlos steckt er den Schlagball zurück in die Tasche der Trainingshose, wendet sich unwillig dem Ausgang zu. »Na gut.« Missmutig: »Von mir aus.« Schon haben wir die Brauerei in der Feurigstraße hinter uns gelassen. Noch hängt Maischegeruch zwischen blätternden Hausfassaden. »Dann morgen – bevor wir uns die Kämpfe der Jugendbezirksmeisterschaft in der Sporthalle angucken.«

Ich nicke und denke: Das wird er vergessen. Stelle mir vor, wie meine Mutter den Holzbadeofen für mich anheizt. Mein Bruder, der krank ist, darf heute nicht baden. Ich werde die Wanne für mich haben. Heißes Wasser, vielleicht sogar das

dunkelgrüne Fichtennadelerkältungsschaumbad, damit ich nicht auch noch Fieber bekomme. Ich koste das Gefühl, mit geschlossenen Augen im Schaum zu versinken. Nichts ist mehr da. Die Geräusche reichen nicht unter die Oberfläche. Während mein Bruder seine Erkältung kuriert, indem er schläft und schläft, darf ich ewig in der Wanne liegen, die Augen versiegelt, das Kitzeln des Schaums an Wange und Ohr, Kinn und Nacken. Untermalt von den Geräuschen im Korridor breche ich aus der Wärme des Wassers in die Kälte des Weltalls auf, begleitet von treuen Freunden. Der Haluter Icho Tolot, Lieblingsmutant des Mutanten-Korps von Perry Rhodan, beschützt mich im Kampf gegen die Feinde. Wenn der Vater abends ausgeht, kann ich mir alle Zeit lassen, da niemand nach mir in die Wanne steigt.

Schon gestern, am Freitag, hätte er sich mit den neuen Kollegen aus dem Depot in der Kneipe zum Umtrunk treffen wollen. Nach dem letzten Teil des Umzugs war er zu erschöpft. Hat die Prothese abgeschnallt, in den Flur gestellt und sich aufs Bett gelegt, um den Narbenstumpf zu schonen, der bei Belastung wund wird, obwohl die Narbe verheilt ist. Im Lazarett in Russland hatten sie ihn nach der Amputation des zerschmetterten Fußes aufgepäppelt, »für die Schreibstube«, obwohl mein Vater ein Gefangener war.

»Da war der Russe anständig.«

Meine Mutter brachte ihm kamillegetränkte Wickel ans Bett. Mein Vater schlief trotz der feuchten Gaze, angekleidet, ohne Abendbrot, von einer Minute zur anderen ein. Vorsichtig schloss meine Mutter die Schlafzimmertür.

»War bisschen viel für ihn. Die Woche, der ganze Umzug.«

Ihre Stimme klang froh, fast erleichtert, nicht rau, wie jetzt, als sie am Badeofen die Hähne schließt, dem Vater, der im Flur die abgewetzte Trainingsbux gegen melierte Hosen mit steifer Bügelfalte tauscht, ihren Wunsch in den Korridor nachruft.

»Bitte, Hans, nicht heute.«

Sie tunkt den Waschfleck ins Wasser, um mir den Rücken abzuseifen, rubbelt zwischen meinen Schulterblättern herum. Ihr Bauch hängt, leicht gedellt, überm Wannenrand. Rosa oder Emil, denen die Sorge meiner Mutter an den Tagen und in der Nacht gilt, sodass sie Carli und mich manchmal vergisst, kann den Duft der Fichtennadeln möglicherweise riechen, die unvermittelt achtlose Mutter fügt mit schmalere Stimme hinzu: »Bitte, Hans, bitte nicht heute.«

BOXEN

Sonntag. Ich stehe unter der Hallenuhr der Sporthalle Schöneberg und betrachte die tote Libelle, die vor mir auf der Galerie liegt. Eben haben ihre Beine, die feinen Flügel des blaugrün schillernden, verblüffend großen Insekts im Licht der Sporthallenbeleuchtung ein letztes Mal gezuckt. Nun haucht es sein Leben aus, während ich auf meinen Vater warte, der auf der Toilette im Untergeschoss die Prothese richtet.

Wieso eine Libelle? An einem Sonntag im Februar in der Sporthalle Schöneberg unweit des Gasometers – woher mag das Tier kommen?

Ich sehe meinen Vater aus einem Tunnel auf die Tribüne treten, als wollte er nach mir Ausschau halten, obwohl er mich angewiesen hat, hier auf der Empore, unter der Uhr auf ihn zu warten. Nicht nur die Zeit wird angezeigt, sondern bei Handball- oder Hockeyturnieren, bei Prell- und Faustball zudem der Spielstand beider Mannschaften: *Heim* und *Gast*. In den Feldern hockt unbeweglich die Null, als wartete sie auf Anweisung, auf das elektrische Signal, das an diesem Vormittag ausbleiben wird.

Seit den Urlauben in der Lüneburger Heide, die eine Weile zurückliegen, kenne ich Libellen, stets sind sie mir unheimlich gewesen. Unproportioniert und riesig und ruckhaft in ihren Bewegungen, zudem aggressiv, so kam es mir vor, gegen mich, den Eindringling in ihr Revier. Dazu passend Geschichten: Libellen seien gefräßige Räuber. Einige äßen Exemplare der eigenen Art. Ob die Weibchen gleich manchen Spinnen nach der Begattung die Männchen verspeisten, wusste mein Vater nicht mehr mit Gewissheit zu sagen.

Ich spüre die Erleichterung, weil das im Neonlicht schillernde Tier reglos vor mir auf dem Linoleumboden liegt. Kein Zucken, kein Beben der transparenten Flügel. Um sicher zu gehen, dass alles Leben ausgelöscht ist, zerquetsche ich den Kopf der Libelle mit den Absätzen, rechts, links, meiner neuen Sportschuhe. Nachts warten sie neben dem Bett im sonderbaren Zimmer, in dem ich schlafe, weil Carli krank ist, in das danach, bis zu Rosas Geburt, ein Untermieter ziehen soll, Georg: Student der Chemie und Patensohn der Halbschwestern des Vaters, auf den ich gespannt bin.

Mit einem Knacken zerbricht der Schädel auf dem sandbraunen Belag, während mein Vater sich im Ausgang des Tribünentunnels mit einer Frau unterhält, statt zu mir zu kommen. Gefolgt von einem Mädchen, wohl ihrer Tochter, will sie zu ihrem Platz gelangen und legt meinem Vater, dessen Blick über die Zuschauer schweift, mit kaum merklichem Zögern die Hand auf die Schulter. Die Tochter, die in die andere Richtung schaut, drängt derweil in den Block, um ihre Freunde zu begrüßen.

Freunde.

Musst dir eben mehr Mühe geben. Meine Mutter. Könnte, so die stille Hoffnung, hier am Rathaus anders werden, als es am Klausenerplatz in Charlottenburg all die Jahre war.

Großes Hallo. Überlautes Lachen.

Gesten zur Mitte der Halle, wo der Boxring im blanken Licht den ersten Kämpfen entgegenfiebert. Mein Vater wendet sich der Frau zu.

Schlank ist sie und groß. Ihre Haare sind lang, und obgleich sie ungekämmt auf ihre Schultern fallen, wirkt die Frau auf eine schwer zu fassende Weise elegant. Sie erinnert mich an Nscho-tschi aus dem Winnetou-Film, den ich vor ein paar Wochen nachmittags im Kino habe anschauen dürfen – ohne die Eltern, ohne meinen Bruder, der klein ist und dumm und mir oft auf die Nerven geht.

In den Perry-Rhodan-Heften, meiner Lektüre tags in der Schule unter der Bank, abends im Bett, finden Frauen keinen Platz. Im Nibelungenreich treiben sie ihr hinterlistiges Spiel. Bei Karl May in den Winnetou-Bänden hat meine Sehnsucht ein Ziel.

Knapp erwidert mein Vater die Begrüßung der Frau, die mir eher wie Kriemhild denn wie eine Brunhild vorkommt, Wal-küre mit unheilvoller Kraft, wirft Steine und Gere, notfalls auch Männer weiter als jeder. Unter der Berührung der Frau zuckt der Vater zusammen, wirkt, als hätte sie ihn beim Besuch der Boxkämpfe, etwas Ungehörigem, ertappt. Sätze werden gewechselt. Ernst hebt die Frau die Schultern, guckt, als sei sie eingeschnappt. Als sich mein Vater ein letztes Mal zu ihr umdreht, kaum acht Worte schenkt er ihr, stiehlt sich ein Lächeln auf ihre Züge. Nickend verschwindet sie wie ihre Tochter im Gang und gleich darauf aus meinem Blick.

Mein Vater schaut hoch zur Galerie. Ich winke und bedeute ihm, dass ich zu ihm kommen möchte. Er huscht zurück in den Tunnel, taucht wenig später neben mir unter der Hallenuhr auf.

Weist den Weg zu zwei Plätzen, die er mit einer Trainingsjacke gegenüber dem Block der eleganten Frau reserviert hat. Zuschauer rücken höflich zur Seite. Noch harrt die Bezirks-

meisterschaft, ausgelobt vom Olympischen Sportclub, der Eröffnung. In der Halle hängt ein Summen, Gemisch aus Rufen, Stimmen, das allein das Geviert, eingehegt vom gestrafften Ringseil, ausspart.

Mein Vater sagt: »Ich hol uns 'ne Portion Bockwürste.«

Schon ist er wieder fort. Ringrichter nehmen die Plätze ein, der Auftaktkampf ist angekündigt. In der Halle wird es still, kaum haben die Kontrahenten den Ring betreten. Fäuste mit übergroß wirkenden Boxhandschuhen werden zur Begrüßung gegeneinander gehoben. Für den Bruchteil der Sekunde touchiert das Leder des einen die Handschuhspitzen des anderen. Zwei Finten, der Schlag. Einen Schritt ist der Gehilfe vom Messinggong zurückgewichen, den er bedient, da kippt ein Kämpfer, magerer Junge, rücklings ins Seil, federt puppengleich vor, landet, ohne sich abzustützen, aus der Nase blutend, zu Füßen des Gegners.

Eilig bücken sich die Betreuer unterm gelupften Seil in den Ring und rufen nach Sanitätern.

Ein Handtuch fächelt dem Liegenden Luft zu, das zweite wird ihm nass auf Stirn und Schläfen platziert. Im Nacken liegt ein Eisbeutel. Während sich alle um den sekundenschnell Geschlagenen, den unversehens ausgeknockten, dünnen Jungen bemühen, verharrt der Sieger unbeachtet in der leeren Ringecke und scheint sich seines Siegs zu schämen.

Ich beobachte die Tochter im Block gegenüber. Kriemhild und Brunhild sind in die alte Mär verbannt. Das Mädchen, deren Haar zu einem Zopf geflochten ist, scherzt und schäkert, verabschiedet einen Jungen mit einem flüchtigen Kuss: Kämpfer, blond gelockt und kräftig. Boxhandschuhe baumeln ihm, verschnürt mit Schleife und Knoten, vom stämmigen Hals, streichen, gleich den lackierten Nägeln der Tochter, über die nackten Muskeln seiner breiten Brust. Leichtfüßig verschwindet er im Tunnel zu den Kabinen. Als er zu ihr zurück-

kehrt, um sie noch einmal zu küssen, wünsche ich Mädchen und blondem Kämpfer die Krätze an den Hals – samt Schurke Santer, verschlagenster aller Fieslinge und Feinde bei Karl May.

Bei Gelegenheit werde ich Kopf und Leib jeder Libelle vielfach unterm Absatz zerquetschen, zu Mus zermahlen, Flügel auf dem Linoleum zerreiben, nichts soll schillern, grün, blau, keine Erinnerung an Viehzeug, das aus den Heidesümpfen, Savannen oder aus der Zoohandlung bis zur Empore geflogen ist, um Wurst und Brot mit Senf von Pappuntersetzern zu fressen.

Ich schließe die Augen, kneife die Lider zusammen, denke an den Weg in die Sporthalle Schöneberg, vorbei an der zart nach Maische duftenden Brauerei, den ich genossen habe: weil mein Vater, wenn wir allein unterwegs sind, mit mir spricht wie mit einem Erwachsenen, nicht, wie es die Mutter gewöhnlich tut, als wäre ich ein Kind und kein Schüler, der nach Ostern das Gymnasium neben dem RIAS besuchen soll. Mein Vater weiß, dass ich verstehe, wovon er mir erzählt.

Nicht alles glauben, sagt er, was heute so geredet wird, nicht alles nachplappern, was das Radio salbadert, in dem er bloß den Wetterbericht, nie die Nachrichten einschaltet, niemals die Nachrichten. Den Satz höre ich häufig. Er bereitet den Grund für das, was zu erzählen meinem Vater wichtig ist.

Er spricht vom Krieg, wie Hitler von Stalin benutzt worden ist. Trick wie beim Boxen, fiese Finte, damit Adolf im Westen den Feldzug beginnt. Stalin, der Stählerne, sei ein solcher Fuchs gewesen. Churchill, Führer des perfiden Albion, habe 19–45 in Fulton ein einziges Mal recht gehabt, als er sagte: »Ich glaube, wir haben das falsche Schwein geschlachtet.«

Stalin und Hitler, alte Bekannte. Oft redet mein Vater von den Verbrechern. Der eine schlimmer wie der andere. Schlagballweitwurf ist vergessen. Stalin, Hitler. Hitler, Stalin. Oder er ist in Gedanken längst beim abendlichen Umtrunk. »Extra für

mich, ihren neuen Vize-Chef, geben die ein' aus. Das nenn ich mal sauber.«

Neben mir drängt er, mit Pappuntersetzern, auf die Tribünenbank. Hat ziemlich lange gedauert, denke ich und genieße die Vorfreude auf den Biss in die Pelle.

»Würste sind Essig. Alles von wackeren Boxern restlos aufgemampft. Nur noch Brötchen. Bisschen Ketchup und Senf.«

Er reicht mir eine Schrippe, die Tütchen mit dem provisorischen Aufstrich.

Mein Nicken. Lächeln. Meine Enttäuschung.

Scheppern der Lautsprecheransage zur Fortsetzung der Bezirksmeisterschaft, ausgerichtet durch den OSC Berlin. Es folgt ein Kampf, der wegen wiederholten Tiefschlags mit der Disqualifikation eines Boxers, Bernd »Beef« Mikoleisky, endet.

Dann, nach knapper Unterbrechung, der Höhepunkt des Vormittags, so das Programmheft der OSC-Boxabteilung: Dieter »Körschi« Korschakowski gegen Jürgen »Buschi« Busch.

Als der Gong ertönt, die Gegner im Ring sich bewegen, ist mein Vater hellwach. Ich spüre die Spannung seines Körpers, als stünde er selbst, wie beim Barras, im kalten Licht zwischen den Seilen.

»Drei Kämpfe, mein Junge, keinen habe ich verloren. Sollte danach zur SS, aber ich wollte nicht.«

Dieter, den jeder, bald werde ich es wissen, in der Straße, der Schule, im Verein Körschi nennt. Die Steine der Fassaden singen seinen Namen zu jeder Tages- und Nachtzeit. Körschi drängt vor. Untersetzt, kräftig, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, keineswegs klein, hellblondes, fast weißes Haar, kraus: Im unbarmherzigen Glanz der Neonröhren leuchtet es fluoreszierend, Körschi, der Boxer mit dem Heiligenschein. Vielleicht schmeckt er den Kuss des Mädchens noch auf den Lippen, der ihn beflügelt, befeuern wird, vielleicht möchte er ihr beweisen, wer der Meister im Ring ist, Dieter Korschakow-

ski greift den Gegner ohne jede Rücksicht an. Jürgen Busch, bedeutend schmaler als der Rammbock, erweist sich als Genie der Verteidigung. Indem er mit einer Reichweite, größer als die des Kontrahenten, Jabs an dessen Stirn platziert, hält er sich die Urgewalt vom Leib, die gegen ihn anrennt.

Den meisten Schlägen, linke Geraden, rechte Haken, jeder Fachbegriff ist mir aus den Erzählungen meines Vaters geläufig, weicht er durch Sprünge, die eckig wirken wie die einer äußerst lebendigen Libelle, eigenartig unbeholfen, ruckhaft, dennoch behände aus.

Drei Kämpfe, keinen verloren.

Gefolgt von der Bekräftigung: Du gehst mir in kein' Boxverein. Gibt 'ne weiche Birne.

Wieder ein unvermittelter Hüpfen von Jürgen »Buschi« Busch. Dann landet Dieter einen Punch am Körper des wendigen Gegners.

»LaMotta«, murmelt mein Vater.

Busch retourniert. Ein Schwinger streift die Schläfe des Bullen, Dampfrahmen, die ihren Atem stoßweise in den Ring stellt. Kein abschließender Vorteil für einen der Kämpfer, als der Gong die erste, zweite und dritte Runde beschließt. Kein Sieg für einen der beiden Jungen, als der Kampf nach der üblichen Dauer mit dem letzten Schlag der Glocke endet. Nur das hörbare Zischen von LaMotta Korschakowski, als der Hauptkampfrichter sich hindurchzwängt zwischen den Seilen und das finale Unentschieden in der Halle verkündet.

»Bist ein Feigling, Busch. Warst du schon immer.«

Kommentar in die Stille hinein, bevor zögernd geklatscht wird.

»Jake LaMotta«, mein Vater wischt sich über die Augen, »wie er leibt und lebt.«

Er schnäuzt sich in sein Stofftaschentuch, in kleine, blaue Karos.

»Der Bulle aus der Bronx – damals, gegen Sugar Ray.«

Der karierte Stoff fährt vorn in die lange Unterhose. Die Frau, deren Tochter mit ihren Freunden Buschi ausbuht, dem Kampfgericht Schiebung und Unfairness vorwirft, grüßt mit einem Lächeln zu uns herüber.

»Jake LaMotta gegen Sugar Ray.«

Mein Vater, nach wie vor aus dem Häuschen, ignoriert den Gruß, löst den Blick keine Sekunde vom Jungen mit den krausen Locken. Schüttelt den Kopf, kann's nicht glauben. »Bloß alles vom Gott des Schabernacks vertauscht: Sugar Ray als Kalkleiste, gegen Jake, die Wiedergeburt: Tier aus der Bronx, Mann der Mafia.«

Die Ansagerin verkündet die halbstündige Pause. Mein Vater murmelt: »Schade. Aber ich glaube, wir müssen.«

Wir haben meiner Mutter versprochen, zum Mittagessen wieder zu Hause zu sein. Anschließend werden meine Eltern den gewohnten Sonntagskaffee nehmen. Ich werde Muckefuck trinken, während wir zu dritt am Couchtisch sitzen. Vielleicht erzählt mein Vater von unserem Ausflug: »Kommenden Sonntag geht's weiter.« Wir werden Streusel mit Schlagsahne essen. Ohne Carli, dessen Fieber sinkt, der sich nachts jedoch in einen Eimer erbricht. Gekotzt wie 'n Reiher. Das wird mein Vater in Gegenwart der Mutter nicht sagen, aber denken.

Ich hieve ein viertes Stück Streuselkuchen auf den Teller mit Goldrand. Ärgere mich, dass kaum noch Sahne im Schüsselchen verblieben ist. Freue mich, dass mein Bruder keinen Appetit hat. Ein fünftes schaff ich noch. Denke mit Bangen an den morgigen Montag in der neuen Schule, ehe ich nach den Osterferien aufs Gymnasium wechseln werde. Gleiches Gebäude, anderer Eingang, weder Latein noch Altgriechisch. »Alberner Blödsinn«, mein Vater. Wegen des Gymnasiums mache ich mir keine Sorgen. Dort gibt's keine Schläger, nix, das mich ängstigt. Dort gibt es nur Jungen wie mich.

Nachdem mein Vater den Kuchen gelobt, ausgetrunken und mir über den Kopf gestrichen hat – »guter Kampf, oder? Korschakowski gegen diesen Busch« –, wird er vom Sofa aufstehen, um zu seinem Umtrunk zu gehen.

»Die Kollegen: nur wegen mir. Pfundig, die neuen Kollegen.«

Er wird meine Mutter mustern, die seinen Blicken ausweichen, die schweigen, die ihn nicht anschauen wird.

BEEF

Ehe wir den Rückweg von der Boxmeisterschaft antreten, um das Sonntagsessen keinesfalls zu verpassen, muss mein Vater die Prothese im neuen Spezialschuh richten. Ich warte unweit des Sportcasinos. Wahrscheinlich hat sich in der Pause vorm Klo eine lange Schlange gebildet. Oder der Stumpf macht ihm heftiger als sonst zu schaffen. Ich schließe die Augen, lehne an der Hallenwand, recke mein Gesicht in die verblüffend warme Sonne des frostigen Februars.

»Willste wat? Wat guckst'n so?«

Im ersten Moment meine ich, mich im Traum zu befinden. Ich liege auf dem Wohnzimmersofa, das Perry-Rhodan-Heft aufgeschlagen auf meinem Bauch. Ich o Tolot, Ungetüm auf zwei Armen, vier Beinen, geht gerade zum Angriff über. Ich bin der Haluter, der ohne Raumanzug in der Atmosphäre beliebiger Himmelskörper mühelos überlebt.

Widerwillig öffne ich die Augen. Bevor ich den Jungen erkenne, rieche ich ihn. Verzichtet offenbar aufs Waschen. Gegen Gerüche bin ich immun, den Stoß zu ignorieren, der mich schmerzhaft an der Brust trifft, ist unmöglich.

Mit Rücken, Hinterkopf und Steiß werde ich gegen die Wand geschleudert, an der ich eben noch gelehnt habe. Putz

reibt durch den Stoff des Anoraks an den Ellenbogen. Während ich an die Weisheiten meines Vaters denke – »Hunde, die bellen, beißen nicht«, »große Klappe, nix dahinter«, »der Klügere gibt nach« –, nimmt Beef mein Kinn mit Daumen und Zeigefinger in den groben Zangengriff. Rechtsausleger, denke ich, Linkshänder. Wie mein Vater. Ich rieche schlechten Atem, überreifen Harzer Roller, weiß, ohne hinzuschauen, dass Beef, der keine Regeln kennt, mit der linken Faust ausholt, um mit einem Schlag die Schmach im Ring vergessen zu machen. Vergorene Speisen, Kümmel, Schimmel. Noch immer warte ich auf den Hieb, ahne, dass Jungs mit Turnbeuteln, Sporttaschen zu uns rübergucken. Spüre den Schmerz, bevor Beefs Knöchel die Augenbraue, Haut überm Jochbein reißen lässt. Die Lider geschlossen, die Hände nicht zur Doppeldeckung hebend, wie ich's in der Halle bei den Kämpfen habe beobachten können, erwarte ich mein Schicksal, als eine zweite Stimme sagt, nicht drohend, eher beiläufig: »Verfatz dich zu Busch, deinem hirn-amputierten Häuptling. Beef, du Kakerlake.«

Mein Gegner, Bernhard »Beef« Mikoleisky, offenbar Erfolgsman von Jürgen »Buschi« Busch, wird von mir fortgerissen, ehe seine Faust zuschlagen, er mir eine reindrücken kann. Als ich die Augen öffne, erkenne ich, wie der stinkende Junge zaudert. Verächtlich vor mir ausspuckt. Auf dem Absatz kehrtmacht. Sich trollt, während Dieter Korschakowski, der nach scharfem Rasierwasser riecht, obwohl der Flaum auf seiner breiten Oberlippe spärlich, nahezu nicht vorhanden ist, mir brüderlich auf den Arm klopft – »kümmere dich nich' um den Hirnspast. Krank im Kopf. Nimm den ma' einfach nich' ernst.«

Er weist über den Vorplatz zum Absatz der Treppe, wo das Mädchen mit dem Zopf auf ihn wartet. Schulterzuckend setzt Körschi hinzu: »Muss rüber zu Alina, meiner Ische.«

Während er seine Trainingstasche vom Pflaster hebt, wendet er sich ab.

Siegfried, dem Bad im Drachenblut entstiegen, lässt ein leises Lächeln neben mir zurück. Am Ausdruck, der sich auf den Zügen des Mädchens abzeichnet, kann ich erkennen, dass Körschi sie angrinst. Als er Alina erreicht, sie, die Schöne, in den Arm nimmt, um sie zu küssen, blicke ich zu Boden. Drehe mich weg, bemerke, wie mein Vater sich, als wäre ihm der letzte Schritt ins wunde Bein gefahren, hinkend durch einen Pulk vorm Sportlereingang wühlt und zu mir herüberhumpelt. Beef trottet Richtung Bushaltestelle, der Geruch nach altem Harzer verfliegt rasch. Lang hält sich das Bild des Mädchens, deren Zopf sich im Licht des Schöneberger Sonntags löst, deren langes Haar, ein Schleier, sich zu mir hinüberbeugt, nicht von mir lässt.

Mein Vater baut sich vor mir auf. Große Klappe, nichts dahinter. Hunde, die bellen, aber nicht beißen.

»Wehr dich beim nächsten Mal.«

Seine kurzsichtigen Augen, die mich fixieren: drei Kämpfe, keinen verloren.

»Du musst dich wehren.«

Er macht eine Pause. Vielleicht findet sich mehr Feuchtigkeit als sonst in seinen Augenwinkeln. Brüchig wirken die Worte, obwohl sie gewaltig klingen sollen.

»Man muss sich wehren. Immer.«

MONTAGVORMITTAG

Vielleicht habe ich den Anflug der Grippe schon beim Aufstehen gespürt, habe gemerkt, wie das Fieber von mir Besitz nimmt. Die Augen brennen, die Stirn beginnt zu schmerzen. Kopfweh bezieht Wohnung in meinem mürben Schädel, noch will ich die Krankheit trotzdem ignorieren.

Eine Stunde nach Schulbeginn soll ich mich im Parterre der Sternberg-Schule im Sekretariat melden, um mich beim Rektor, Herrn Kippcke, vorzustellen. So ist es meinen Eltern in einem Brief mitgeteilt worden, den der alte Klassenlehrer mir am letzten Charlottenburger Schultag mit einem Klaps überreicht hat. »Wird schon«, hat er gesagt und, zögernd: »Halt die Ohren steif.«

Während der Woche der Renovierung hat mir mein Vater eine Entschuldigung geschrieben. Übelkeit, Erbrechen, wahrscheinlich die Aufregung. Sein Grinsen, als er den Brief an die Sternberg-Schule adressiert, ihn frankiert und geknurret hat: »Na, nächsten Montag dann.« Sinnlos, hab ich gedacht, die paar letzten Wochen bis zu den Osterferien sich an eine neue Schule zu gewöhnen.

»Ziemlich sinnlos«, hat mein Vater gesagt. »Gymnasium steht an, nicht noch 'ne Grundschule. Bald biste dreizehn. Albern, das Ganze. Aber leider: Du musst.«

Als ich die monumentale Eingangstür zur Sternberg-Schule aufdrücke, huscht ein Mann an mir vorbei. Männlein eher, Hämecken, hätte mein Vater gesagt. Eine Gestalt, die mich nicht anblickt. Nicht grüßt, kaum beachtet, die die Treppe vor mir hochhastet. Das Erdgeschoss der Grundschule liegt im Hochparterre.

Ich lasse mir Zeit, finde das Schild, das auf das Sekretariat, das Lehrerzimmer, den Raum des Rektorats verweist. Ich denke: Wo will das Männeken hin, als es an die Tür eines Klassenzimmers, des Raums neben dem des Rektors Kippcke klopft: leise erst, dann nachdrücklich, bis ein hagerer Mann öffnet, den ich für den Klassenlehrer halte. Statt zügig das Sekretariat zu betreten, verschwinde ich im Schatten einer Säule. Spüre die fiebrige Hitze auf Stirn und Wangen, fürchte, vom Schwindel erfasst zu werden, sodass ich mich an dem Pfeiler abstütze, dem ersten des Säulengangs. Meine Hand berührt, ich regist-

riere es im Augenwinkel, das dünne Glas des Feuermeldeknopfs.

Während ich denke: Au, mal Vorsicht, jetzt bloß keine Dummheit, flüstert das Männlein am Klassenzimmer mit dem hageren Lehrer, der bereitwillig in der Klasse verschwindet, um gleich darauf – ich bilde mir ein, den Geruch als eine Ahnung im Säulengang wahrzunehmen – mit einem Schüler zurückzukehren, den er am verdrehten Ohr vor die Tür der Klasse führt, um ihn seinem Vater: »Ihr Filius!«, zu übergeben.

Die Tür rutscht ins Schloss. Vom Lehrer bleibt kein Schatten, keine Erinnerung.

Beef wartet mit geneigtem Nacken vorm spillerigen Vater, der wortlos einen Ledergürtel aus seiner Breitcordhose löst, Beef bedeutet, sich vorzubeugen, den Hintern bis auf die Unterhose im Schulflur freizumachen, der Strafe stumm und zähneknirschend entgegenzusehen.

Geld gestohlen? Vom Vater? Die Geschwister verprügelt? Die Mutter gequält? Dem unsichtbaren Lehrer einen hundsge-meinen Streich gespielt?

Beef, im verschossenen Schlüpfer, umfasst mit den Händen seine Fußgelenke. Die Fingerknöchel treten hell hervor, so kräftig packt er an den Fesseln zu. Beef, der dem Männlein im schlotternden Hemd, der viel zu weiten Jacke an Kraft um ein Mehrfaches überlegen sein dürfte, fügt sich in das Urteil.

Gleich einer gymnastischen Übung hält er die Position, beschienen von einer Februarsonne, die sich glänzend weiß wie am gestrigen Sonntag gegen die sibirische Kälte, die »russische Peitsche«, des Westberliner Winters stemmt.

Bevor der Vater ausholt, der den Gürtel eben zum doppelten Riemen falzt, um den Sohn zu verschlen, trifft Beefs Blick auf meine aufgerissenen Augen –, die dem Vorgang fassungslos gefolgt sein werden, nachdem ich hinterm Pfeiler hervorgetreten bin, um dem Schauspiel mit unverstellter Sicht ungläubig

beizuwohnen. In meinem Kopf kreisen die Gedanken um den wie eingravierten Satz: Mickriger Mann kommt in die Schule, um seinen Sohn, mit Einverständnis des Lehrers, auf dem Flur zu verprügeln. Mein Bruder oder ich bekommen manchmal eine gewischt, werden zur Strafe geschlagen: selten, nie doll, nie mit dem Rohrstock, nie mit einem Bügel oder Gürtel.

Beef schaut zwischen den Schenkeln hindurch. Angesichts der zu erwartenden Senge presst er die Lider nicht aufeinander, sondern trotz dem Vater mit weit offenen Augen.

Wortlos erkennen wir einander. Er: hartgesotten und grimmig. Ich: als wäre ich gezwungen, dem Theater mit aufgesperrtem Blick beiwohnen zu müssen.

Im Moment, als ich mich – vielleicht wegen des aufkommenden Fiebers oder weil ich noch nicht als Schüler der Grundschule gelte – entschieße zu handeln, in jenem hunger-schmalen Augenblick, meine ich, Beef mit einer Faser seines Gesichts zwinkern zu sehen, ein Zucken der nervösen Wange, während er weiß: Zwei Jahre mögen ins Land gehen, bis ich den dünnen Mann verdreschen werde, dass er sich vor mir krümmt. Noch aber ist Beef der Sohn, duldsam beugt er sich vornüber.

Indem ich meinen Windjackenärmel über den Handballen ziehe, zerdrücke ich, ohne mich zu verletzen, das nachgiebige Glas des Feuermelders.

Die Folge ist ein schriller an- und abschwellender Ton sowie ein Durcheinander, das sich unverzüglich einstellt. Schüler, die auf den Gang hinaustreten. Klassen, die von ihren Lehrern hektisch angewiesen werden, sich flugs zum Ausgang zu begeben. Ein Hauswart, der die Haupttreppe zum Schulhof hinunterhetzt.

Rufe, Gekeife, Appelle. Der Rektor Kippcke taucht, samt Sekretärin, aus seinem Zimmer auf. Lehrer, die ihre Freistunde hätten genießen wollen, huschen den Gang entlang. Im Wirr-

warr, das entsteht, löst sich Beef von seinem Vater, während das Männlein, vom Donner gerührt, im Lärm des Brandalarms verharret, bis es den Gürtel in der Jackentasche verschwinden lässt und, die Hose mit den Händen haltend, in die Schüler-toilette gleitet, Geist auf dem Weg in die Flasche. Im Chaos, das mit der Lautstärke der warnenden Sirene zunimmt, taucht Beef, ich kann ihn riechen, wie selbstverständlich neben mir auf, murmelt, während wir uns durch einen Seitenausgang hinaus in den Hof drängen: »Danke.«

Vor uns Fahrradständer. Überall Schüler. Zank der Sirenen. Hinter uns müssen sich die Werkräume befinden. Es duftet nach Beize, nach süßlichem Leim, den ich aus der Charlottenburger Kammer kenne, in der mein Vater unsere Schuhe besohlt hat: Material und Werkzeug hat er vorm Umzug verschenkt.

Als Beef und ich zwischen den anderen Schülern verharren, die tuscheln und quatschen, rätseln, rascheln und ratschen, Schüler unterer Klassen, die vorm Gebäude abwarten und die freie Zeit genießen, und bevor ich mich entschieße, heimzugehen, ohne mich auf der Sternberg, der Schule von Beef und seinem Klassenlehrer, angemeldet zu haben, ehe ich entscheide, nach Hause zu laufen, wo Carli im Bett liegen und meine Mutter sich ausruhen wird, packt mich Beef am Arm. Als wäre die Berührung ein Bann, ein plötzlicher Zauber, ist es, als hätten die Geräusche sich mit einem Schlag abgeschaltet und als wären Beef und ich in einer Glocke aus Glas gefangen, die die Welt von uns fernhält.

Einen Augenblick erwarte ich, er wolle nachholen, was gestern unterblieben ist. Ehe er sein Werk mit einem Faustschlag vollendet, stelle ich die Frage, die mich seit dem Auftritt des verhärmten Vaters beschäftigt.

»Warum hat dein Lehrer nix gemacht?«

»Der Arsch mit Ohren? Der sagt meinem Vater doch jedes Mal Bescheid.«

Beef lockert seinen Griff am Oberarm.

»Meinem Stiefvater.«

»Und deine Mutter?«

»Abgehauen. Endgültig.«

Seine Hand fällt am Körper herab, als hätte sich ein Bolzen im Schultergelenk gelöst.

»Weil mein Stief mindestens genau solch ein Arschloch vor dem Herrn ist wie mein Klassenlehrer.« Ich könnte erwidern: Du bist doch stärker als er. Dreifach, vierfach, fünffach. Und wieso lebst du bei deinem Stiefvater?

Weil ich mich an die Nennung des Alters vorm gestrigen Kampf erinnere, könnte ich mich erkundigen, warum Beef noch die Grundschule besucht. Ich könnte erfahren, dass er zurückgestellt und sitzen geblieben ist. Stattdessen frage ich: »Und jetzt?«

Beef tritt einen Schritt zurück, guckt mich an, als wäre ich eines der schleimigen Wesen, die, hätte Perry Rhodan sie nicht mit Stiel und Stumpf ausgerottet, die Erde erobern und die Menschheit versklaven würden. Während die Schüler und der Lärm und die Rufe der Lehrer zu uns zurückkehren, antwortet er: »Wir sind quitt.«

Lässt den baumelnden Arm gemächlich vor- und rückwärtsreisen, schlenkert ihn wie zur Probe hin und her.

»Du bist mir 'ne Nummer, Keule – des Wahnsinns fette Beute, echt.«

Tritt einen weiteren Schritt zurück, noch einen und noch einen, als müsste er durch den Abstand sicherstellen, mir nicht doch eine zu verpassen, während die Schüler wieder ins Schulgebäude strömen und das Schrillen der Sirene verebbt. Er hockt sich auf ein umgekipptes Fahrrad, das mit verbogenen Speichen an einer gammigen Kette plus Vorhängeschloss rostet.

»Atze, Atze.«

Beef scharrt mit den Schuhen, ausgelatschten Sandalen, im ungemütlichen Februar. Die Zehen seiner Füße linsen durch die Löcher der Socken, schmulen voll Neugier zwischen letzten Wollfäden hervor. Fahren durch den Kies, der den Pausenhof bedeckt.

»Gut gemeinter Ratschlag – halt dich in Zukunft von mir fern.«

Der kompakte Junge, der keine Anstalten macht, sich zu erheben, betrachtet mich wie einen Käfer. Er lässt den Blick mit einem Ausdruck an mir emporwandern, als wäre unmöglich, was soeben passiert ist.

»Heute is' dein Glückstag. Heute sind wir quitt.«

IM SPIEGEL

Ich betrete die neue Schöneberger Wohnung durch den Hintereingang, durch eine Tür, die selten benutzt wird, die am Treppenaufgangsende des nahezu weggebombten Seitenflügels liegt und zur Küche führt. Früher, so die Eltern, sei der Zugang von Dienstboten genutzt worden, deren Bereich der hintere Teil der Wohnung gewesen sei. Vorn hätten die Räume der Herrschaft gelegen.

»Und jetzt wohnen wir hier.«

Beim Einzug wiederholt mein Vater die Worte ein ums andere Mal, als wären sie ein magischer Spruch und als müsste er sicherstellen, dass die Wohnung fortan nur von uns bewohnt werden darf. Er schraubt das neue Namensschild, Messing, Großbuchstaben, neben die Klingel: *FAMILIE LESCHKOWIAK*.

Alles während der ersten Tage wirkte wie der Beginn einer neuen Zeit: an der Seite meines Vaters, ohne Streit der Eltern, mit mehr Platz und bald dem Baby, das uns verzaubern soll.

Sogar das Radio lief, sonst nie der Fall, Ausnahme: der allabendliche RIAS-Wetterbericht, und vom Sender wurde ein Lied gespielt, das mir immer noch nachgeht: »Lady in Black«, der Song einer britischen Rockgruppe: Uriah Heep, benannt nach der Figur aus dem Dickens-Roman, aus dem mir die Mutter abends regelmäßig vorliest.

Der Umzug kommt mir fern vor, als gehörte er in ein anderes Jahrhundert.

Ich nehme den Weg durch die Küche. Als ich die Tür vorsichtig öffne, beschleicht mich ein ungutes Gefühl, eine Empfindung, die mir auf der Straße als Ahnung begegnet und mir in den Treppenflur folgt. Als wäre etwas geschehen, das ich nicht wissen möchte und das mich dennoch in den Bann schlagen wird. Obwohl ich erwarte, meinen Bruder anzutreffen, der zwar nicht in der Schule sein wird, aber auch nicht krank genug ist, um im Bett bleiben zu müssen, wirkt die Wohnung seltsam still.

Bevor ich zum Rektor der neuen Schule aufgebrochen bin, hat meine Mutter das Haus früh verlassen. Arzttermin, Routine. Als ich die Küche durch den Dienstboteneingang betrete, fürchte ich, ihr sei etwas passiert. Oder Rosa. Oder Emil. Dann entdecke ich den Zettel auf dem Küchentisch.

Die eine Hälfte ist zerknittert, ohne Sorgfalt glattgestrichen worden. Achtlos auf dem Tisch platziert, tunkt ein Teil der Notiz in die dunkelbraune Kaffeelache. Er habe, schreibt mein Vater, Carli nach Charlottenburg gebracht, zur alten Schule. Nachmittags wechsele Carli dort in den Hort. Das habe er so einrichten können. Eine Erzieherin werde ihn mitnehmen, nach Schöneberg, gegen vier wäre er hier – umständlich, ja, aber, tja, die Mühen des Neubeginns. Bald gäb's zum Glück die Schulfarm, auf dieser Insel. Die Nachricht ist seltsam ausführlich, als hätte die Mitteilung eine tiefere Bedeutung. Ein weiterer Part der Notiz liegt zerknüllt unterm Küchentisch. Ich hebe

die Papierkugel auf, falte sie auseinander, lese, dass mein Vater dann zur Arbeit gehen werde, abends stünde eine längere Besprechung an. Gerüchte über ungute Entwicklungen machten die Runde, die hoffentlich nicht einträten. Jedenfalls solle die Mutter nicht bis allzu spät auf ihn warten, es könne dauern. Auch, weil anfangs viel zu regeln sei.

Ich glätte den zweiten Absatz des Notats. Während ich horche, ob sich in den vorderen Zimmern etwas regt, wundere ich mich wie so oft über die gestochene Schrift meines Vaters. In meiner Sauklaue, so die Eltern, sei nicht die Spur der väterlichen Schönschrift zu erkennen: Worte, die bei ihm wirken, als wären sie mit der Schablone aufs Papier gebracht, eine Schrift, um die ich meinen Vater beneide. Ohne zu wissen, warum, hole ich Tesafilm aus der Anrichte und hefte die Hälften aneinander. Indem ich die Kanten mit Klebefolie zusammenfüge, wird aus dem Riss ein Strich in der langen Mitteilung an meine Mutter, so fein, dass er danach kaum noch zu bemerken ist.

Ich finde meine Mutter in unserem Kinderzimmer, das in den letzten Tagen Carlis Krankenlager war.

Die Mutter ist kaum geschminkt, nicht mit spitzenbesetzter Wäsche verkleidet, wie vor zwei Jahren in Charlottenburg. Nur grelleres Rot am Mund, keine Farbe auf ihren Lidern.

Trotzdem sieht sie falsch aus, auch wegen des Bauchs, der mir verblüffend flach vorkommt, obwohl Rosa oder Emil darauf wartet, bald geboren zu werden.

Ich weiß, was geschehen wird.

Damals küsste die Mutter den Spiegel des Schlafzimmerschranks, als suchte sie nach einem Trost. Niemand außer ihr war im Zimmer. Dennoch sprach sie vor sich hin. Gemurmel anfangs, unverständliche Sätze. Dann ein Bericht, ein Lied. Geschminkt hatte sie sich, trug Wäsche, dunkle Wäsche mit

Rändern aus Spitze, dünnerem Stoff als der eines Schlüpfers, dazu das grellere Rot als ihr Mund und Farbe auf ihren Lidern, blau wie das Rätsel der Nacht.

Damals bin ich eben elf, kein Kind mehr. Hocke im Korridor hinter der Tür, die in der alten Charlottenburger Wohnung zum Schlafzimmer hin oft nicht schließt. Knie, lugend durch den Spalt, als meine Mutter mich findet und zum Doppelbett führt. Sie spielt das Spiel mit den Fingern, wir reisen, sind mit dem Floß auf den größten Flüssen unterwegs. Breit wie das Meer, weit wie die Ferne, keiner kann uns erreichen, niemand uns folgen, auf all den Strömen, Rhône, Loire, Themse, Hudson, Ohio, Mississippi. Nimmer die arglistige Weichsel, böse Gewässer im Osten: wie Warthe, Oder und Neiße. Nachts über den Flüssen: Sterne, Himmel – das ist der Große Jäger, mein Junge, er spannt den Bogen für uns. Kassiopeia, Andromeda, das Meerungeheuer. Damals, vor zwei Jahren, spielen wir. Und reiten und reisen, reisen, wir sind die apokalyptischen Reiter, Reiter der wilden Schar. Die reisen und reiten, spielen, mein Junge, mein Junge, wir spielen doch nur.

Diesmal hockt meine Mutter auf einem Kinderstuhl. Starrt in den Spiegel, der in der alten Charlottenburger Wohnung über unserer Kommode mit den Klamotten von Carli und mir hing und der beim Umzug von einem Netz haarfeiner Risse überzogen worden ist: weil sich ein muskulöser Mann nicht vorgesehen hat. Die Eltern haben ihm trotzdem Trinkgeld gegeben, umgekehrt wärs richtig gewesen: Nicht sie hätten ihm – er hätte ihnen Geld geschuldet. »Viel zu regeln«, sagt die Mutter. »Anfangs: viel zu regeln.« Singt gegen ihr Gesicht im rissigen Spiegel: *»Mir ward kein guter Morgen / seit ich dem Feind verfiel / mein Speis und Trank sind Sorgen / und Kummer mein Gespiel. / Doch berg' ich meine Thränen / in stolzer Einsamkeit / am Strand den wilden Schwänen / allein sing ich das Leid.«*

Kein tieferes Blau, singende Frau, die klagende Stimme: Das

fremde Gesicht im Spiegel kann niemals nie meine Mutter, kann meine Mutter nicht sein.

Sie singt den Gesang der Flucht auf dem Floß, der Weite der Weichsel, Landung der Mutter: mit ihrer Mutter, meiner Oma – sowie der winzigen Schwester der Mutter, singt, ohne die Stimme zu dämpfen, weiß mich im Unterricht an meiner neuen Schule, weiß Carli gut aufgehoben, weiß den Vater bis zum Abend fort. Das fremde Gesicht im Spiegel kann die Mutter nicht sein. Sie weiß sich allein. Singt ihr Lied. Redet von toten, verwesenden Tieren am Straßenrand, berichtet wie vor zwei Jahren dem Bild im gesprungenen Glas von der Scheune am Fluss.

Kein Jahr alt ist die Schwester der Mutter, ein Säugling, der ihr in den Nächten Bauch und Schenkel bedeckt, wenn siegreiche Russen die Scheune betreten, der Verwalter verschwindet, jung ist er, ängstlich und klug – geht, sobald er abends die Tiere dem Schlaf übereignet hat. Auf den polnischen Verwalter folgen mit der beginnenden Nacht die singenden Soldaten der siegreichen Roten Armee. Frauen in Kammern und Kellern und Scheuern, Polinnen, dann die aus dem Reich, Ukrainerinnen vom Schwarzmeer, Letten vielleicht, Esten, Versprengte, fangen das Geschrei an, das die Soldaten oft, nicht immer aus den Gelassen jagt. »Diphterie!«, ihre hustende Klage, um den Männern aus Russland den Sieg, den roten, den vaterländischen – »Diphterie!« – zu vergällen.

Die Mutter hockt reglos im neuen, großen Kinderzimmer von Carli und mir.

Beginnt sich zu wiegen, vor, zurück, fließende Wasser, Wellen der Weichsel, wieder fallen die Worte von ihren rot bemalten Lippen, wenn sie zu ihrer eignen Mutter, meiner Oma, in Wäsche wird, die dem schlanken Offizier siegreicher Russen in dessen Gemächer folgt.

Nach dem Gesang vorm Spiegel wird meine Mutter schlag-

artig müde werden. So war's in Charlottenburg, so wird's wieder sein. Ohne ins Schlafzimmer zu wechseln, wird sie in Carlis Bett einschlafen. Damit sie mich nicht findet, falls sie rasch wieder erwacht, oder nur döst, gar nicht erst einschläft, halte ich mich in der Kammer verborgen. Einmal entdeckt, sähe sie mich mit schwimmenden Augen an, dem Blick, der mich veranlassen soll, mit ihr viele Flüsse, nur nie die Weichsel, die hässliche Weichsel, auf dem Floß zu bereisen. Erneut spielten wir, unterm Himmel von Kassiopeia, beschützt vom Großen Jäger.

Im Halbdunkel der Abstellkammer, eingehüllt vom Geruch nach Mottenkugeln, denke ich darüber nach, wie es sich anfühlt, an toten Tieren, an Ochsen, Pferden vorbeizulaufen, aus denen Fliegen in schwarzen Schwärmen steigen, versuche, mir den Gestank vorzustellen des in der Sonne zerlaufenden Fleisches.

Geruch wie von Gehacktem? Das meine Mutter in Wachspapier gewickelt und, statt Bouletten daraus zu braten, im Kühlschrank vergessen hat, bevor wir in die Ferien an die Nordsee gefahren sind. Den *Refrigerator* schaltet der Vater vorm Aufbruch stets ab, klemmt ein Handtuch zwischen Tür und Rahmen, sodass der Schrank nicht schließen, kein Fach verschimmeln kann.

Als wir uns der alten Charlottenburger Wohnung, letzter Stock, nähern, scheint dem Linoleum ein süßlicher Geruch zu entströmen, ähnlich dem Duft der toten Robbe am einsamen Strand an der Nordsee. Mein Vater gibt mir den Schlüssel, bedeutet mir, die Tür aufzuschließen, wendet sich ab, um Carli und die Mutter zu warnen, presst ein Taschentuch vor den Mund, ächzt zwischen unterdrücktem Würgen: »Ich kann nicht«, setzt sich auf die Stufen und bittet mich, alle Fenster aufzureißen und nachzuschauen, was in unserer Wohnung vergammelt sei.

»Dir macht das ja nix aus.«

Trotz der beginnenden Schwangerschaft betritt meine Mutter ungerührt nach mir die Wohnung. Vielleicht haben Pferde, Ochsen und Bäume, schwarze Fliegen in Schwärmen, sie im Warthegau, an der Oder von allem Ekel kuriert, obwohl ihr der Geruch der Tiere – oft wiederholt: »Jahre, noch Jahre!« – nachgegangen sei.

Das Hackfleisch, in dem die Maden wohnen, wird im Toilettenbecken entsorgt. Der Kühlschrank wird mit Essig gereinigt. Schälchen mit Zitronenkonzentrat absorbieren letzte Reste des Geruchs. Die Wohnung wird gelüftet. Am Boden der großen Truhe im Flur findet meine Mutter die gesuchten Duftkerzen, die sie nie benutzt hat.

»Gut, dass wir nur knapp drei Wochen am Meer gewesen sind.«

Wie in einem anderen Leben, denke ich, während ich mich in der Kammer, zwischen Mottenkugeln und Scheuerpulver, geborgen fühle, in einem Versteck, in dem mich keiner findet.

So kann's nicht weitergehen, hat die Mutter auf die Rückseite der Vaternotiz geschrieben, quer durchs Kohlrouladenrezept, fünfmal hintereinander: So könne es nicht weitergehen.

Was und wieso nicht weitergehen?

Während ich in der Höhle grüble, mir die Schulfarm ausmale, überlege, ob ich, sobald die Mutter schläft, für meine Panzer und Soldaten eine Landschaft baue, in der die Deutschen, die aufopfernd kämpfen, die zahlenmäßig überlegenen Russen dezimieren – mein Lieblingswort –, zurückdrängen und vernichtend schlagen, oder ob ich, obwohl ich zu alt für Kindereien bin, die Holzfigürchen des Mensch-ärgere-dich-nicht über die Galopprennbahn würfele, auf der die gelben Figuren der deutschen Mannschaft stets gewinnen, da sie am schnellsten laufen und am höchsten springen. Zweiter Platz: der Ami – grün; dritter: der Franzmann – blau. Nur die roten

Russen bleiben in Gräben und an Doppeloxern hängen, weil sie schlecht sind, faul und dumm und an jeder Schikane aussetzen müssen. Während ich überlege, ob mein Bruder mitspielen darf, wenn er aus dem Schulhort zurückkommt, obwohl er mit mir streiten wird, denn er möchte bestimmen, wer den Wettkampf gewinnt, mein dummer, kleiner Bruder will für alle Parteien fair würfeln, weil er nicht weiß, was fair bedeutet und den Sinn des Spiels nicht begreift, während ich daran denke, bin ich in der Kammer, gehüllt in den Geruch des Naphthalins der Mottenkugeln, keinen Moment allein.

Schon in Charlottenburg hat die Mutter das Lied gesungen, von all dem geredet, von der jüngeren Schwester. Säugling. Schenkel bedecken. Und Scham. Ich hab alles vergessen wollen: das Singen, den Spiegel, ihr Reden, Flüsse, Flöße, das Spiel. Ich habe alles vergessen können, ich habe alles zurückgelassen, in unserer alten Wohnung in Charlottenburg.

Alles ist mit uns ans Rathaus von Schöneberg gezogen.

Ich frage mich, ob mit Scham das Gefühl gemeint sei. In der Schule schäme ich mich oft.

Ich werde von einem Mädchen mit Brille gefragt, ob ich mich für extrovertiert oder introvertiert halte.

Vertiert. Ich denke: Ich bin nicht vertiert.

Ich bin auf der Hut. Ich suche mir das Wort aus, das kraftvoller klingt. Vielleicht wegen des Buchstabens X. Zögernd entgegne ich: »Extro-Vertiert.«

Mit einem aufgesetzten Lachen regt das Mädchen die Schüler in der Nähe an, ebenso wie es selbst lange und laut zu lachen.

»Bist du ein Depp!«

Ich schäme mich.

Ich denke: Scham bedecken. Oder verstecken.

Ich denke: Manchmal singt meine Mutter das Lied von der Weite der Weichsel. Manchmal schminkt sie sich, weil sie sich

eben schminken möchte. Obwohl sie sich eigentlich nie schminkt. Manchmal wünsche ich mir, dass meine Mutter wieder meine Mutter wäre, die mir im Schlafzimmer abends im Bett aus dem Buch von Charles Dickens vorliest, das langweilig ist, dessen Umständlichkeit mich rasch einschlafen lässt, sodass ich mich kaum an mehr erinnere als an den Speichellecker, dessen Name Uriah Heep ist.

Hässliche Weichsel. Widerwärtige Warthe. Eklige Oder.

Meine Mutter singt von der Unmöglichkeit, die flache Oder zu überqueren, kein Fährmann setzt über, obwohl meine Mutter niemals singt. Sie sagt das Gedicht von Gudrun und deren Klage auf. *»Ich wall hinab zum Strande / durch Reif und Dornen hin / zu waschen die Gewande / der grimmen Königin.«* Immer wieder sagt sie es auf. Ich sehe meine Mutter am Meer, dem strengen, kalten, ich kann erkennen, wie sie die Wäsche wäscht: *Das Meer ist tief und herbe / doch herber ist die Pein / von Freund und Heimatserbe / allzeit geschieden sein.*

Abends am Bett singt mein Vater, solange ich ein Kind bin, mir Seeräuberlieder vor. Von den Herren der Lüfte, des Sturmes gewaltigem Aar, von den Königen auf dem Meer, und: *»Rübezahl, lasse dir sagen / unsre Lande sind nimmer mehr frei / schwing die Keule wie in alten Tagen / schlage Hader und Zwietracht entzwei.«* Rübezahl, der Riese. Ich mag es, wenn er die Keule schwingt, die feindlichen Reihen lichtet, Hader zerhaut und Zwietracht, wahrscheinlich auch die Scham. Rübezahl ist der Haluter, der Einzige, der kein Feind ist, der Letzte, der mich beschützt in meiner Kammer.

Und manchmal spricht meine Mutter vom süßlich-süßen Geruch der Tiere. Und verkleidet sich, obwohl meine Mutter sich niemals verkleidet, trägt ein süßes Parfüm auf, vorm großen Spiegel des Schlafzimmerschranks, und küsst mit den Lippen, den roten, das Glas, aufgedampftes Silber, in dem sie sich selber sieht.

Der Mutter meiner Mutter, meiner Oma, reicht sie, morgens in der Scheune, die winzige Schwester, den Säugling, der nicht mehr am Leben ist.

WENN DIE NACHT AM TIEFSTEN IST

In der Nacht von Montag auf Dienstag wird klar, dass Carli mich mit der Grippe angesteckt haben muss. Meine Mutter, die mich nachmittags oder abends in der Abstellkammer geweckt hat, schiebt mein Verhalten auf die beginnende Krankheit. Das Fieber habe mich wirr werden lassen, ja, sie habe sofort gespürt, wie heiß mein Gesicht gewesen sei, glühender Ofen.

Mir wird angeboten, das Zimmer mit Carli zu tauschen, der gesund und munter vorm Plattenspieler hockt. Er hört die Märchenplatte vom Rotkäppchen und dem Wolf, richtiger Kinderkram. Mampft Knäckebrotscheiben mit Schnittlauchquark oder grober Leberwurst, hört, zum wiederholten Mal, die Lederstrumpfplatte mit Chingachgook. Das Kinderzimmer sei doch viel größer, heller auch als der olle Raum im fast weggebombten Seitenflügel, der aus der Fassade vorspringt.

Carli, der nachts nicht mehr in den Wischeimer kotzt, knackt eine Gewürzgurke mit den Schneidezähnen, während mir das Würgen durch die Kehle steigt.

Ich bleibe im vorspringenden Zimmer im Seitenflügelrest. Ich lasse mir von der Mutter Wadenwickel gegen das Fieber ums Bein legen, vom Vater eine nächste Entschuldigung – *Rückfall, leider* – gegen den Besuch der Sternberg-Grundschule schreiben. Carli, nach durchstandener Krankheit gegen das Virus immun, füttert mich, als das Gefühl der Übelkeit meinen Hals verlässt, mit einer Hühnersuppe, die die Mutter kocht. Mein Vater reibt mir die Brust mit Salbe ein, die nach Eukalyp-

tus riecht, während er die Rotlichtlampe justiert, um das Licht auf meine Stirn zu richten.

Georg, künftiger Untermieter, wird auf den Einzug warten und bei Freunden schlafen müssen.

»Das ist«, sagt mein Vater, »bisschen Pech für ihn. Für uns gleichfalls doof, kein Geld. Tja, so ist das Leben. Manchmal eben.«

Am folgenden Abend holt er eines meiner Lieblingsbücher aus den verbliebenen Umzugskartons und liest mir erneut das Walther-Lied vor. Dickens ist nicht so sein Fall. Ich lehne mich in die Kissen, schließe die Lider, auf denen ein Druck liegt, und sehe die Bilder zur Geschichte.

Wie der Recke im schmalen Durchgang Gudrun und sich gegen die Übermacht verteidigt, einen Angreifer nach dem anderen tötet, bis allein Hagen und Gunter übrigbleiben. Wie der tückische Hagen Walther aus der Felsenpalte lockt. Wie Walther Gunter schwer verletzt. Wie der heimtückische Hagen Walther die Schwerthand abschlägt, um dem überlisteten Walther mit dem nächsten Schlag den Kopf vom Rumpf zu trennen. Mit der verbliebenen Hand zückt der Recke jedoch das Kurzschwert, nimmt Hagen, dem Schurken, etliche Zähne des oberen Kiefers, treibt die Spitze des Stahls inwendig durch dessen Auge. Weder gewillt noch fähig, den Kampf bis zur Entscheidung auszufechten, lassen die Burgunder Gudrun und Walther, den Helden mit einer Hand, ihrer Wege ziehen.

»Helden«, sagt mein Vater und streicht mir das fieberver-schwitzte Haar aus der Stirn, »schlaf gut.«

»Liebe«, sagt mein Vater. »Wir haben dich lieb.«

Dann löscht er das Licht mit den Worten: »Morgen ist auch noch ein Tag.«

Im Traum beuge ich mich über die Theke, um mit Nase und Gesicht in den Atemstrom der Kneipenwirtin zu tauchen, die

im *Roten Affen* hinterm Tresen eingeschlafen ist, in den Duft von Zwiebel und aasigem Schabefleisch nebst der Note Ammoniak, der jeden, wie angestrengt er versucht, sich zu beherrschen, zwingt, die Lippen aufeinanderzupressen, den Kopf abzuwenden und sich gegen alles Widerstreben in den Schankraum zu erbrechen.

Keiner der am Wettkampf Beteiligten hält dem Geruch mehr als zwei Minuten stand.

Mit Ausnahme von Beef, dessen Körper einen Duft ausdünstet, der ihn gegen den Gestank der Welt abschirmt. Ihm gelingt es, dem Würgereiz fünf Minuten zu widerstehen. Danach zollt er dem Gesetz Tribut, reihert, wie jeder andere, auf die Kacheln des Lokals, deren Farbe sich vom Auswurf kaum unterscheidet.

Alle müssen sich beugen. Alle – außer mir.

An die Stelle des Gestanks tritt ein Ton, der mich in die Alben der Erinnerung geleitet, Bilder vom letztjährigen Familienurlaub an der Nordsee. Während die Mutter mir fremd bleibt, Wesen hinter Milchglas, genieße ich die Tage an der See mit meinem Vater. Sprung von der Nordseedüne, Rufe vom Vater, Gezänk der Mutter, das Bild ein Gemälde, das Wort, das mir, so oft ich mich zu erinnern versuche, abhandengekommen ist: das den Schlüssel birgt fürs Verstehen – mein Vater muss es gerufen haben, hinter dem ich vom Kliff, zerklüfteter Abbruch, springe. Weit vorn liegt das sommerliche Meer. Meine Mutter beginnt, noch während wir in der Luft sind, zu zetern, zu schimpfen. Sie meint den Vater, in dessen Windjacke ich verkrallt bin. Der abgesprungen ist, obgleich sein Bein samt der Prothese im Spezialschuh steckt. Wir überwinden die Schwerkraft, schrauben uns in der Thermik der Düne höher und höher, wir sind die Möwe, der stolze Aar, wir sind der Vater und der Sohn mit Flügeln nächst der Sonne. Als wir landen, Sand zwischen den Schneidezähnen, mein Vater sich

aufraffelt und vor meiner Mutter steht, fällt das Wort, das im Traum beständig ausgespart bleibt.

Stets steht am Ende des Traums Alina neben mir. Ich ahne die Andeutung eines Parfüms, das ich von meiner Mutter kenne. »Nuttenparfüm«, sagt der Vater, nur zu sich selber. Eau de Cologne, das intensiv ist, süß, das sich mit den Gerüchen, die aus dem Rachen der Wirtin in die Winkel des Schankraums wandern, als heiliger Nebel mit älterem Dunst vermischt.

Das Mädchen streicht mir auf eine Weise, die allein es beherrscht, nicht Tanten, Omas, nicht meine Mutter, mit seinen Fingern den Nacken entlang, durchs von der Sonne des Sommers gebleichte Haar. Immer ist Dieter Korschakowski durch den selten genutzten Billardraum in die Herrentoilette verschwunden und durch den geheimen Ausgang über den Kirchhof zur Ruine geeilt. Jedes Mal weiß ich: Diesen Abend kehrt er nicht zu seiner Freundin zurück.

Dennoch gelingt es mir nie, die Zuschauer zu vergessen, mich hochzudrücken vom Barhocker, mich umzudrehen zu Alina. Nie schaffe ich es, den Geruch des feinen Parfüms auf ihrer Haut deutlicher zu riechen, ihn mit geschlossenen Augen wahrzunehmen, obwohl Tabakrauch und Miasmen fortgeweht sind, als wäre die Brise der See klar und frisch und eisig durchs Lokal geweht. Alles muss raus, alles verschwinden, nie gelingt es mir, die Farbe des Lidschattens zu erkennen, kaum sichtbar: weil Alina geahnt haben mag, mich hier zu treffen, weil sie mich hier hat treffen wollen, weil wir uns verabredet haben, weil ich sie hier gesucht und gefunden habe – nie jedoch kann ich ihr oft zum strengen Zopf gebundenes, nun gelöstes, langes Haar an meiner Wange wissen.

Nie darf ich hoffen, dass sie mein Lächeln erwidert. Nie, niemals gelingt es mir, mich zu ihr herunterzubeugen, um sie, im Traum, zu küssen.